

Peter Meyer\*

## REFERENZ UND IHRE GEGENSTÄNDE. BEMERKUNGEN ZUR PRAGMATIK EINES SPRACHPHILOSOPHISCHEN BEGRIFFS

### I

Hinter dem Schlagwort von der Wittgensteinschen Gebrauchstheorie der Bedeutung steht bekanntlich weniger eine neue (z.B. „instrumentalistische“) Antwort auf eine alte Frage, sondern vielmehr eine neue Art von *Fragestellung*. Mit v. Savigny (1996, 267) kann man sagen, Wittgenstein habe *vor* die herkömmlichen „Wie-kommt-das?“-Fragen – also beispielsweise in Zusammenhang mit dem Bedeutungsbegriff: ‚Wie kommt es, in welchen Mechanismen liegt es begründet, daß dieser sprachliche Ausdruck in diesem Kontext diese Bedeutung hat?‘ – d.h. vor solche Fragen, die ihren Gegenstand, hier: Bedeutung, als bereits gegeben voraussetzen, die „Wie-geht-das?“-Fragen gestellt – also etwa: ‚Wie geht das, unter welchen Umständen *sind wir nach unserem Sprachgebrauch berechtigt und ist es richtig zu sagen*, daß dieser sprachliche Ausdruck hier diese Bedeutung hat?‘, mithin Fragen, die allererst ihren Gegenstand abgrenzen, seinen ‚Sitz‘ in unserer sprachlichen Praxis bestimmen sollen.

Es liegt nahe, entsprechend auch mit einem so allgegenwärtigen philosophischen und linguistischen Begriff wie dem der *Referenz* zu verfahren. In der Tat scheint es notwendig, vor „Wie-kommt-das?“-Spezialuntersuchungen etwa über die Vorzüge ‚intentionalistischer‘ versus ‚realistischer‘ theoretischer Behandlungen der Referenz singulärer Termini (um die in Rorty <sup>3</sup>1994, 316-323 angegriffene Gegenüberstellung als Beispiel zu nehmen) eine Klärung darüber anzustrengen, in welchen Kontexten wir überhaupt üblicherweise von singulären Termini, von Gegenständen und von Referenz reden; mit welchen expliziten oder impliziten Kriterien wir die Verwendung dieser Termini *in unserer wissenschaftlichen Praxis* rechtfertigen und nur rechtfertigen können; und welche *Rolle* diese Begriffe in unseren Theoriebildungen zu spielen haben. „Wie-geht-das?“-Fragen dieser Art sind, wie mir scheint, erforderlich, um den *Bereich sinnvollen* „Wie-kommt-das?“-Fragens in geeigneter Weise abgrenzen zu können.

Wir sollten also fragen, in welchen Kontexten wir (als Linguisten oder Sprachphilosophen) mit welchen Rechtfertigungen die Redeweise verwenden, in einer bestimmten konkreten sprachlichen Äußerung werde (vom Sprecher, durch die

---

\* Wesentliche Teile der nachstehenden Überlegungen wären ohne die Anregungen und Hinweise von und den gedanklichen Austausch mit Ralf Ernst, Göttingen, nicht möglich gewesen. Ihm sei dafür herzlich gedankt. Alle verbleibenden unzulässigen Verkürzungen, Fehler und Unstimmigkeiten gehen selbstverständlich zu meinen Lasten.

Äußerung oder wie auch immer) auf „etwas“, einen bestimmten Gegenstand, referiert.

## II

Die Handbucherklärung des Begriffs Referenz ist bis heute die einer ‚Relation‘ zwischen dem Gebrauch eines Wortes oder einer Satzkonstituente einerseits und einem i.a. außersprachlichen Gegenstand andererseits (so etwa Dummett 1996, 1188). Eine solche Erklärung suggeriert die klare Trennbarkeit eines ‚Weltaspektes‘ von einem ‚Sprachaspekt‘ von Referenz und verschleiert den Umstand, daß ein referenztheoretisch sinnvoller Begriff von *Bezugsgegenstand* selber explikationsbedürftig ist. Eine genauere Betrachtung kann zeigen, daß eine solche Explikation letztlich auf die fundamentale und allzu häufig ignorierte Frage hinausläuft, wie denn die genannte ‚Relation‘ der sprachlichen ‚Bezugnahme‘ auf „etwas Außersprachliches“ *überhaupt zu denken sei* (vgl. zu dieser Frage Abel 1993).

Was den Begriff des Bezugsgegenstandes betrifft, orientiert man sich gerne an vermeintlich paradigmatischen Fällen wie „mittelgroßen trockenen Gütern“ oder Menschen; diese Denkgewohnheit hat jedoch einiges an perspektivischer Verzerrung nach sich gezogen. Ich gehe hier zu Kontrastierungszwecken kurz auf ein durchaus alltägliches, aber aus der Sicht üblicher philosophischer Diskurse nachgerade bizarres Beispiel ein. Wenn ich von ‚meinem Taschenrechner‘ rede, dann meine ich gewöhnlich ein bestimmtes Programm, das in einem ‚Fenster‘ auf der graphischen Bedieneroberfläche meines PC abläuft. In diesem Fenster befindet sich die schematische Darstellung eines Taschenrechners mit numerischer Anzeige und Knöpfen, die per Maus oder Tastendruck bedient werden. Als Besonderheit des Programms kann man die Lage der Knöpfe des virtuellen Rechners nach Belieben verändern sowie eigene Knöpfe mit neuen Funktionen hinzufügen. ‚Mein Taschenrechner‘ sieht daher anders aus als bei anderen Benutzern dieses Programms. Der ‚Bezugsgegenstand‘ der Nominalphrase ‚mein Taschenrechner‘ hat sehr ungewöhnliche und unscharfe Existenz- und Identitätseigenschaften: Existiert er auch, wenn das Programm nicht gestartet, das Fenster verdeckt, der Rechner ausgeschaltet, die Hardware kaputt oder eine Betriebssystemdatei defekt ist? Gehört das Symbol, auf das man zum Starten des Programms klicken muß, ‚zum Rechner dazu‘? Oder der Programmcode? Ist mein Taschenrechner noch mein Taschenrechner, wenn ein Virus im Taschenrechnerfenster plötzlich einen Michelangelo statt der Knöpfe präsentiert? Der wichtige Punkt ist, daß all dies *keine Tatsachenfragen* sind, sondern Angelegenheit kontingenter sozial-sprachlicher *Konventionen*. Es ist ja für das Gelingen von Kommunikation nicht einmal erforderlich, daß andere meinen Taschenrechner genau so wie ich sprachlich ‚individuieren‘ (in genau denselben Situationen noch von *diesem* meinem Taschenrechner sprechen usw.) oder daß mein eigener Sprachgebrauch in irgend-

einem Sinne konsistent ist (ohne daß man übrigens bei jeder, vielleicht nur einmal beobachteten, vermeintlichen(!) Abweichung von bisherigen Sprachgepflogenheiten sogleich sinnvoll von Homonymen ausgehen könnte). Überdies ist klar, daß eine Im-Voraus-Regulierung des Sprachgebrauchs „für alle erdenklichen Fälle“ schlicht nicht denkmöglich ist, weil der PC jederzeit unvorhersagbar anders reagieren könnte. Schon dieses kleine Beispiel kann offenbar den Gedanken eines (womöglich: *nur* eines) Bereiches sprachunabhängig gegebener möglicher Referenzgegenstände *ad absurdum* führen helfen (vgl. hierzu Stekeler-Weithofer 1996). Nicht einmal die Frage, „auf was für ein Ding ich mich genau beziehe“, wenn ich von meinem Taschenrechner spreche, ist klar beantwortbar – oder auch nur irgendwie interessant. Alle naheliegenden Antworten (binärer Programmcode; bestimmte Verteilung von Farbpunkten auf dem Monitor; usw.) erweisen sich schnell als falsch, weil sich sofort Situationen denken lassen, in denen der Sprachgebrauch mit der ‚ontologischen‘ Festlegung nicht mehr kongruiert. Das vorgebrachte Beispiel könnte so zu einer neuen, weniger kontroversen, aber vielleicht radikaleren Lesart der Putnam-Quine-Überlegungen zur Referenzun(ter)bestimmtheit führen. Vorläufiges Fazit hier: Eine *Fundierung* des Referenzbegriffes in einem vorgängigen Gegenstandsbegriff ist nicht möglich.

### III

Natürlich ist die ‚Individuierung‘ meines Taschenrechners *nicht nur* inner-sprachliche Konvention. Verschiedene „Sprachspiele“, in denen nach üblichem Verständnis sprachlich auf ihn referiert wird, müssen miteinander in einem irgendwie gearteten (Gebrauchs-) *Zusammenhang* stehen, also etwa Handlungen (z.B. des ‚Bedienens‘ des Taschenrechners) oder Wahrnehmungen enthalten, die „etwas gemeinsam“ haben (vgl. zum hier vorausgesetzten, nicht bloß ‚verbalen‘ Sprachspielbegriff etwa Hintikka, Hintikka 1986, v.a. Kap. 9). Eine solche ‚Gebrauchsanalyse‘ von Referenz ist jedoch bei näherer Betrachtung ein ausgesprochen voraussetzungsreiches Unterfangen.

*Zum einen* ist ein solcher Gebrauchszusammenhang zwischen Sprachspielen nicht hinreichend für das Vorliegen von Referenz. „Laura hat eine neue Frisur“ referiert auf Luras Frisur, „Laura ist neu frisiert“ nicht, obwohl im konkreten Kontext beide Äußerungen austauschbar zu verwenden sein können. Nähme man an, auch in einer Äußerung „Laura ist neu frisiert“ werde auf Luras Frisur referiert, lieferte man sich der deskriptiven Beliebigkeit aus, genauer: verkannte man die Rolle, die der Begriff der Referenz in einer *Sprachbeschreibung* zu spielen hat. Um von Referenz zu sprechen, müssen also offenbar Bedingungen erfüllt sein, die nur im Rahmen einer *syntaktischen* (d.h. grammatikalischen) Analyse ausformulierbar sind, also etwa Vorliegen von Nominalphrasen, Möglichkeit anaphorischen Bezugs usw. Es sind dann gerade diese in immer neuen Zusammenhängen wieder-verwendbaren *syntaktischen Muster*, die unsere Rede von Bezugsgegenständen

erst konstituieren – und nicht umgekehrt (ähnlich Stekeler-Weithofer 1986, v.a. 260-294). Selbstverständlich wird Referenz dadurch nicht zu einem rein formalen Phänomen. Die oben erwähnten „Zusammenhänge“ müssen ja in irgendeiner Form vorhanden sein. Solche Zusammenhänge können außerordentlich verschiedenartig und komplex sein; und nicht jede Art von Zusammenhang zwischen Sprachspielen hat mit Referenz zu tun. Im Falle von Äußerungen über meinen Taschenrechner wird der Zusammenhang letztlich über immer wiederkehrende Muster des *Umgangs* mit dem Programm ermöglicht; bei anderen Arten von „Gegenständen“ (wie komplexen Zahlen, Elektronen, Ländern) werden Zusammenhänge anders konstituiert, so daß zwischen verschiedenen „Typen“ von Zusammenhängen allenfalls Familienähnlichkeiten bestehen müssen. Welche Arten von Zusammenhängen überhaupt ‚referenzfähig‘ sind, ist Angelegenheit kontingenter, wandelbarer *Sprachpraxis* der Verwendung geeigneter syntaktischer Muster. Ausdrücke wie ‚Gegenstand‘ und ‚Individuum‘ sind insofern auf einer *grammatisch-syntaktischen* Ebene angesiedelt; vgl. Schneider (1992, v.a. 412-436).

Zum anderen sind schon die oben angedeuteten, Sprachspiele charakterisierenden Zuschreibungen von ‚Handlungen‘, ‚Wahrnehmungen‘ oder gar ‚Einstellungen‘ an beteiligte ‚Personen‘ „social facts about individuals“; d.h. sie sind das Resultat komplexer, ihrerseits nur in einem sozialen Raum und als sozial interpretierte ‚Handlungen‘ denkbarer *Interpretationen*, mit denen Beobachtetes in einen Rahmen sozialer Interaktionsmuster eingefügt wird (vgl. von Savigny 1996, 239-254; Abel 1993). Die *Beschreibung* eines hinreichend großen Ausschnittes möglicher Reaktions- und Anschlußmuster an eine „Äußerung über meinen Taschenrechner“ etwa wird dann aber wiederum zwangsweise auch auf *syntaktische* Sachverhalte bezugnehmen müssen. Denn welche Handlungen als „Operation des Umgangs mit meinem Taschenrechner“ gelten dürfen, bestimmt sich ja, wie gesehen, *auch* danach, in welchen Fällen wir in einer Beschreibung einer solchen Handlung noch die *Phrase* ‚mein Taschenrechner‘ zu verwenden bereit wären.

Zum dritten gelangen wir auch dann nicht aus der Voraussetzung syntaktischer Beschreibung heraus, wenn wir, wie es in der Literatur häufig ohne weitere begriffliche Klärung geschieht, Satzgebrauch mit Hilfe von ‚Gedanken‘ des Sprechers oder Hörers oder mithilfe eines Propositionsbegriffs beschreiben wollen. Mit Quine und anderen wird man vermuten können, daß diese sonderbaren Entitäten in allen interessanten Fällen überhaupt nur *als oder mit Hilfe von Sätzen, Satzteilen oder Satzklassen* spezifizierbar sind. Aber allein die Klärung der Frage, ob zwei gehörte Äußerungen Instantiierungen *eines und desselben Satzes* sind, ruht auf theorieinternen Voraussetzungen, auf einem je gewählten syntaktischen Beschreibungsrahmen, auf. Es bleibt also dabei, daß eine „gebrauchsorientierte“ Erläuterung von natürlichsprachlicher Referenz immer auch auf syntaktisch-grammatische Analyse zurückgreifen muß. Vermeintlich sprachunabhängig beschreibbarer „Gebrauch“ allein kann den Referenzbegriff nicht erfassen.

#### IV

Die bisherigen Bemerkungen suggerieren vielleicht, daß es einen unabhängigen Bereich des Syntaktisch-Formalen gibt, der gewissermaßen einen eigenständigen Beitrag zum Referenzkonzept leistet. Dem ist entgegenzuhalten, daß jegliche syntaktische Beschreibung zu ihrer Rechtfertigung wiederum auf Aspekte „sprachlichen Gebrauchs“ angewiesen ist – ohne daß deswegen Syntax auf Gebrauch in irgendeinem Sinne reduzierbar wäre. Einer aktuellen oder möglichen Äußerung-cum-Gebrauch *U* eine syntaktische Struktur zuzuweisen, kann nichts anderes heißen, als sie in eine ‚Relation‘ zu *anderen* möglichen oder tatsächlichen Äußerungen zu setzen, denen man syntaktische Strukturen zuweist, die jeweils in einem beschreibbaren Verhältnis zu *U* stehen müssen; und diese Relationierung muß immer auch ein Verhältnis des ‚Gebrauchs‘, der Situierung in einem sozialen Interaktionsmuster, sein. Einem bestimmten Verhältnis von syntaktischen Strukturen zueinander entspricht dabei aber nicht einfach ein festes Repertoire an ‚Gebrauchsverhältnissen‘. Jedes syntaktische Muster kann jederzeit in neuen Kontexten zu anderen ‚Zwecken‘ gebraucht werden als bisher. Aber dennoch bleibt die Existenz von angebbaren und wiederholbaren Gebrauchsverhältnissen, die mit einem bestimmten syntaktischen Strukturverhältnis korreliert sein können, *eine* normative Voraussetzung für syntaktische Beschreibung im weitesten Sinne (der auch Morphologie und Phonologie einschließt). Syntaktische Strukturzuweisung erlaubt dem theoretischen Betrachter u.a., ausgehend von einer konkreten Äußerung *U* zu einer offenen Menge von möglichen strukturell vergleichbaren Äußerungen zu gelangen und, ausgehend von der Rolle von *U* im konkreten Sprachspiel, mögliche Gebrauchsrollen der verglichenen potentiellen Äußerungen ‚abzuleiten‘, wobei diese Ableitung bemerkenswerterweise nicht weniger kreativ-analogisch und irreduzibel implizit und ‚pragmatisch‘ ist als Sprachverwendung selbst auch. Syntax ist eine Projektion vom Bekannten ins Unbekannte. Zum Verhältnis von syntaktischer Beschreibung und kreativem ‚Gebrauch‘ in Sprachspielen vgl. Quine (1973) und die grundlegende Monographie von Schneider (1992).

Was folgt aus alledem? ‚Referenz‘, ‚Referenzgegenstand‘, ‚Gebrauch einer Äußerung‘, ‚Syntax einer Äußerung‘, ‚Proposition‘, ‚(propositionale) Einstellung‘, ‚Handlung‘ usw. sind *komplementäre*, verschieden perspektivierte und auf unterschiedliche Erkenntnisinteressen hin normierende Konzepte *eines* Phänomenbereiches, die notwendigerweise begrifflich aufeinander bezugnehmen müssen. So hat Referenz in der Tat eine Gebrauchs- und eine syntaktische „Komponente“ – es wäre nur ein fundamentaler Fehler zu glauben, diese „Komponenten“ ließen sich sorgfältig voneinander abtrennen, Referenz sich in zwei unabhängig zugängliche Aspekte, etwa einen „welt-“ und einen „sprachbezogenen“, zerlegen. Keiner der oben genannten Konzepte kann für sich allein zu einer *Fundierung* eines der anderen, also speziell auch desjenigen der Referenz, dienen. Diese Behauptung hat weitreichende Folgen für die Beurteilung der bekannten Dispute etwa um ‚kausale‘

und ‚Kennzeichnungstheorien‘ der Referenz von Eigennamen usw., die letztlich ja eine Fundierung des Referenzkonzeptes in Außersprachlichem, Kognitivem oder anderen Bereichen versuchen. Hier ist kein Platz für eine ausführlichere Darlegung; stellvertretend sei erneut auf die zitierten Arbeiten von Abel und Rorty verwiesen sowie auf die wesentliche Monographie von Hägler (1994) zum Thema. Die genannten Ansätze sind durch die hier nur skizzierten Überlegungen im übrigen nicht als genereller Unsinn enttarnt. Es ging darum, ihren Erklärungsanspruch zu relativieren. Als deskriptive Zurechtstellungen *in geeigneten Bereichen* können sie von hohem Erkenntniswert bleiben.

Ein Kriterium für die Beurteilung von ‚Referenztheorien‘ ist, ob sie auch auf die Referenz von ‚Referenz‘ selbst anwendbar sind, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln. So hat sich schon viel Disput darüber entflammt, ob und, wenn ja, was für eine Referenz vorliegt, wenn der Sprecher oder Hörer sich irrt oder das Bezugsobjekt nicht existiert. Wie im obigen Taschenrechnerbeispiel, so kann jedoch auch hier dafür plädiert werden, daß keine Tatsachenfrage vorliegt, sondern es vielmehr um die Wahl zwischen inkompatiblen, aber gleichermaßen vertretbaren Sprachregelungen geht.

## V

Die vorstehenden Überlegungen lassen sich in übergeordnete wissenschafts- und erkenntnistheoretische Erwägungen integrieren. Ich deute zwei Beispiele an.

In der Sprache des wissenschaftstheoretischen ‚non-statement view of science‘ (vgl. Balzer *et al.* 1987, v.a. 386 ff.) sind Begriffe wie Referenz, Gegenstand, Eigennamen usw. theoretische Termini verschiedener *Theorie-Elemente* eines umfassenden ‚Theorieholons‘ (z.B. einer umfassenden linguistischen Beschreibung einer Einzelsprache), die voneinander über gerichtete „interpretierende Bänder“ begrifflich-empirisch abhängig sein können. Das von mir propagierte Bild entspricht einer *schleifenförmigen*, in Balzer *et al.* als „kohärentistisch“ bezeichneten Struktur solcher Bänder, einer Struktur, in der kein Theorie-Element fundierend für andere, hierarchisch auf ihm aufbauende Elemente sein kann. Balzer *et al.* mutmaßen, daß es gerade ein solcher, auf den ersten Blick zirkulär wirkender Theorieaufbau ist, der einem solchen Theorieholon Empirizität sichert. Gängige referenztheoretische Ansätze lassen sich demgegenüber als „fundamentalistisch“ beschreiben, als Versuch also, sprachanalytische Theorienbildungen zur Gänze auf eine z.B. physikalistische Basis zu stellen.

Eine ganz andere Perspektive läßt sich unter Rückgriff auf die Luhmannsche Theorie selbstreferentieller sozialer Systeme gewinnen (Luhmann 1984). In diesem Rahmen läßt sich sprachtheoretische Beschreibung als *selbstreferentiell geschlossenes* funktionales Teilsystem – als „bodenlose Konstruktion“ ohne „letztgewisse Außenfundierung“ – übergeordneter Sinnsysteme begreifen. Dieses Teilsystem kann (sprachliche) Kommunikation nicht beobachten, sondern nur er-

schließen, indem es Kommunikation als unzugängliche „Umwelt“ behandelt und durch Komplexitätsreduktion in ihren *eigenen*, nur systemintern vorhandenen, Differenzbildungen handhabbar macht.

In beiden genannten Perspektiven erscheinen ‚Referenz‘ und ihre ‚Gegenstände‘ als Abstraktionen, die nur vor dem Hintergrund der Erfordernisse, Vorannahmen und Voraussetzungen der Theorie Bedeutung haben können, in der sie verwendet werden; demzufolge kommt keine allgemeine Betrachtung zu referenztheoretischen Fragen um eine Reflexion über die Voraussetzungen und „Bedingungen der Möglichkeit“ des eigenen Tuns herum.

### *Literatur*

- Abel, G. (1993), *Interpretationswelten. Gegenwartsphilosophie jenseits von Essentialismus und Relativismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Balzer, W., Moulines, C. U. und Sneed, J. (1987), *An Architectonic for Science*. Synthese Library 186, Dordrecht usw.: Reidel.
- Dascal, M., Gerhardus, D., Lorenz, K. und Meggle, G. (eds.) (1996), *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Halbband, Berlin, New York: de Gruyter.
- Dummett, M. (1996), „Sense and Reference“, in Dascal et al., 1188-1197.
- Hintikka, M. B. und Hintikka, J. (1986), *Investigating Wittgenstein*. Oxford: Basil Blackwell.
- Hägl, R.-P. (1994), *Kritik des neuen Essentialismus. Logisch-philosophische Untersuchungen über Identität, Modalität und Referenz*. Paderborn usw.: Schöningh.
- Luhmann, N. (1984), *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Quine, W. v. O. (1973), „Das Problem der Bedeutung in der Linguistik“, in ders., *Von einem logischen Standpunkt*. Frankfurt am Main: Ullstein, 51-66.
- Rorty, R. (1994), *Der Spiegel der Natur: eine Kritik der Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schneider, H. J. (1992), *Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Handlung und Struktur in der Sprache*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stekeler-Weithofer, P. (1986), *Grundprobleme der Logik. Elemente einer Kritik der formalen Vernunft*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Stekeler-Weithofer, P. (1996), „Der Streit um Wahrheitstheorien“, in Dascal et al., 981-1012.
- Von Savigny, E. (1996), *Der Mensch als Mitmensch. Wittgensteins ‚Philosophische Untersuchungen‘*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.